

Walther von der Vogelweide in seiner Stellung zu Kirche und Papst.

Hêr Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaeze, der taet' mir leide.

Schwerlich könnte das Lob des grossen deutschen Dichters ergreifender gesungen werden, als Hugo von Trimberg es mit den angeführten Zeilen in seinem gegen Ende sec. 13 verfassten „Renner“ that. Ein deutscher Dichter war Walther von der Vogelweide in des Wortes eigentlichster Bedeutung und gerade in unserer Zeit, der es vergönnt ist, das Vaterland in einer noch vor Kurzem kaum geahnten Grösse dastehen zu sehen, ziemt es sich wohl, auf einen Mann hinzuweisen, der vor mehr als 650 Jahren für die nationale Idee von Deutschlands Einheit und Unabhängigkeit mit einem Feuereifer eintrat, der uns im höchsten Grade mit Bewunderung erfüllen muss; denn es zeigt sich in seinem stets consequenten Streben ein so klares Verständniss und ein so richtiges Urtheil über alle politischen Verhältnisse, wie man es in der damaligen Zeit kaum vermuthen dürfte. Walthers politische Wirksamkeit fällt in die Jahre von 1198 bis 1228 und zwei Ideen sind es namentlich, deren Durchführung er sich angelegen sein liess. Zunächst bekämpfte er mit aller Energie und der ganzen Kraft seines poetischen Genius die Uebergriffe und Anmassungen des Papstes und der Kirche, und zweitens war sein Streben dahin gerichtet, dass dem zersplitterten deutschen Reiche ein mächtiges, alle deutschen Lande unter sich vereinigendes Oberhaupt gegeben werde. Es soll nun unsere Aufgabe sein, zu betrachten, in welcher Weise er die erste dieser beiden Ideen sein ganzes Leben hindurch verfolgte*).

Hiebei ist voranzuschicken, dass Walther ein Mann von echt christlicher und kindlich frommer Gesinnung war. Man lese nur seinen Leich zum Preise der Jungfrau Maria oder seine Kreuzlieder, in denen er zur Befreiung des gelobten Landes auffordert. Man vergleiche ferner

*) Ich bemerke hiezu, dass ich zu meinem Bedauern darauf habe verzichten müssen, zu dieser Arbeit die vollständige, jetzt schon recht umfangreiche Walther-Literatur herbeizuschaffen. Nur folgende Werke sind mir zur Hand gewesen: die Ausgaben von Lachmann (Berlin 1864), Pfeiffer, Wilmanns, Simrock (Bonn 1870), der Aufsatz von L. Uhland in seinen gesammelten Schriften zur Poesie und Literatur Bd. 5, zuerst erschienen Tübingen-Stuttgart 1822, und das Werk von R. Menzel, das Leben Walthers v. d. Vogelweide, Leipzig 1865.

das Gedicht Lachm. p. 26, 2 ff., in welchem er sich selbst anklagt, dass er die göttlichen Gebote aus Schwachheit nicht stets zu halten vermocht habe, und das an die heilige Jungfrau gerichtete Gedicht Lachm. p. 148, in welchem er mit Hinweisung auf das jüngste Gericht um Tilgung seiner Sünden bittet, ferner den Reisesegen L. p. 24, 18 ff., den er dichtete, als er nach Herzog Friedrichs von Oesterreich Tode sich genöthigt sah, Wien zu verlassen und eine neue Heimath zu suchen; dort betet er:

Krist hërre, láz mir werden schîn
die grôzen kraft der güete dîn
unt pflic mîn wol dur dîner muoter ère etc.

Von besonderer Bedeutung hiefür ist auch das Gedicht L. p. 100, 24 ff., in welchem er auf die irdischen Freuden verzichtet und von der Welt Abschied nimmt. Das Gedicht ist ein Zwiegespräch zwischen dem Dichter und der Frau Welt*), welche in einem dem Teufel zugehörigen Wirthshause die Menschen durch ihre Freuden an sich zu locken sucht; am Ende seines Lebens aber muss man die Zeche für die genossenen Freuden zahlen. Endlich aus der letzten Zeit seines Lebens sei noch erwähnt der Spruch L. p. 10, 1 ff., der ein schönes Zeugniß davon ablegt, wie Walther von Gottes Allmacht und Unendlichkeit tief überzeugt war; „du Thor“, sagt er, „der du Tag und Nacht darauf verwendest, Gottes Grösse zu erforschen, die doch ewig unerforschlich bleiben wird“. Das Angeführte wird genügen um zu erweisen, dass Walthers Sinn ein tief religiöser war, und dass mithin seine Polemik gegen Rom nicht der Kirche als solcher, sondern lediglich den herrschenden Missbräuchen derselben galt. Man kann ihn daher mit vollem Rechte einen würdigen Vorgänger Luthers nennen, und wenn dies zur Zeit der religiösen Kämpfe in Deutschland während der folgenden Jahrhunderte nicht geschehen ist, so ist der Grund davon allein darin zu suchen, dass des Dichters herrliche Werke damals in Vergessenheit versunken waren**). —

Betrachten wir jetzt in chronologischer Reihenfolge Walthers Streiten wider den Papst und die Geistlichkeit. Walther, wahrscheinlich geboren auf einem kleinen Gute Vogelweide am Südabhange des Brenner, brachte seine Jugend am Hofe Friedrichs des Katholischen zu, und so lange er sich dort aufhielt, diente seine Muse nur der Minnepoesie, und in diesen Minneliedern finden sich nur sehr spärliche Angriffe auf die Geistlichkeit: ja, es lässt sich wohl annehmen, dass diejenigen Minnelieder, die dergleichen enthalten, einer späteren Periode zuzutheilen sind. Bei der Schwierigkeit jedoch, die Abfassungszeit dieser Gedichte genauer zu bestimmen, wollen wir die wenigen Andeutungen, die in ihnen enthalten sind, vorausnehmen. Lachm. p. 76, 21 sagt Walther in einem Gedichte, in welchem er seinen Ueberdruß an der langen Dauer und den Entbehrungen des Winters ausdrückt: „Wenn ich noch länger diese Fesseln ertragen sollte

ich wurde ë münch ze Toberlü***)

*) Diese Personification der Frau Welt findet sich späterhin häufiger, namentlich in Conrad's von Würzburg „der werlte lôn“. Hier wird sie dargestellt als eine Frau, deren Gestalt von vorne mit allem Liebreiz geschmückt erscheint. Schaut man aber ihren Rücken, so sieht man sie mit Nattern und Kröten behangen, voll Blattern und Geschwüre, kurz, über alles grauerregend.

**) Melchior Goldast (geb. 1576), der sich zuerst durch Veröffentlichung aus der deutschen Lyrik verdient gemacht hat, hat auch zuerst Verse von Walther v. d. Vogelweide veröffentlicht in seiner *Paraeneticorum veterum pars I.* Schon Goldast nennt hier unsern Dichter: „Optimus vitiorum censor ac morum castigatior acerrimus“. cf. R. v. Raumer, *Geschichte der germanischen Philologie* p. 57.

***) Toberlü jetzt Dobrilugk an der Dober, ehemals berühmtes Cistercienser-Kloster, jetzt ein kleines Städtchen im preussischen Reg.-Bez. Frankfurt a. O.

Das Leben der Mönche, obwohl bekanntlich an leiblichen Genüssen nicht gerade arm, erscheint ihm also als eine Existenz, der er jede andere vorziehen würde, nur nicht ewigen Winter.

Ferner L. p. 45, 27 ff.; hier schliesst er ein zum Lobe seiner Herrin verfasstes Gedicht mit der Klage, dass Frauen und Pfaffen sich erniedrigten, indem sie sich nicht schämten mit den Bösen ihres Geschlechtes und Standes zu verkehren:

Sich krenkent frowen unde pfaffen,
daz si sich nicht scheiden lânt.
die den verschampten bi gestáant,
die wellent lihte ouch mit in schaffen.
wê daz zwên als edele namen
mit den schamelösen werbent!
sicherliche si verderbent,
sine wellens sich erschamen.

Weniger direct zu beziehen, aber sicherlich auch hauptsächlich auf die Verderbtheit der Geistlichkeit hindeutend sind diejenigen Gedichte, die über den Verfall von Zucht und Ehre in der Welt im Allgemeinen klagen. Da diese sehr zahlreich sind, so theile ich keins von denselben mit, sondern führe nur die Stellen der hauptsächlichsten nach der Lachmannschen Ausgabe an: 21, 10 ff. 23, 11 ff. 23, 36 ff. 24, 3 ff. 44, 23 ff. 85, 25 ff. 90, 15 ff. 102, 15 ff. 116, 33 ff. 117, 8 ff. 117, 29 ff. 121, 33 ff. und noch manche andere Gedichte.

Wir wenden uns jetzt zu denjenigen Gedichten, deren Entstehungszeit sich mit grösserer Sicherheit bestimmen lässt. Walthers politische Wirksamkeit begann, wie oben gesagt, mit dem Jahre 1198, als er schon c. 35 Jahre alt gewesen sein muss*). Bis dahin hatte er fern dem öffentlichen Leben in behaglicher Ruhe zu Wien gelebt, zuerst unter Leopold VI. dem Tugendhaften und nach dessen im Jahre 1194 erfolgten Tode unter Friedrich dem Katholischen, und hatte nur das Lob der Frauen und des Frühlings gesungen. Da traf ihn ein harter Schicksalsschlag; sein Gönner Friedrich der Katholische starb im April 1198 in dem jugendlichen Alter von 24 Jahren auf dem Kreuzzuge in Palaestina und es folgte ihm sein jüngerer Bruder Leopold VII.; dieser war dem Dichter nicht gewogen und zwar vielleicht nicht ganz ohne dessen Schuld. Wenigstens deutet die Stelle L. 26, 1

ez' ngalt dá nieman siner alten schulde

darauf hin. Walther kehrte nämlich schon nach zweijähriger Abwesenheit zu einem kurzen Besuche nach Wien zurück, um bei Leopold's Schwertleite zugegen zu sein, und rühmt in dem angeführten Gedichte mit überschwenglichen Worten die Milde Leopold's. Ohne Frage scheint mir nun die Deutung Menzel's, der obige Worte auf die Verzeihung eines alten Unrechts bezieht, derjenigen Pfeiffer's, der die Bezahlung von alten Zechschulden darunter versteht, vorzuziehen zu sein. Vermuthlich hatte Walther den jüngeren Bruder, von dem er nicht ahnen konnte, dass er so rasch auf den Thron gelangen werde, mit Geringschätzung behandelt, indem er nur dem ältern Bruder seine Dienste weihte. — Der Dichter sah sich also im Jahre 1198 genöthigt, das geliebte

*) Walthers Geburtsjahr lässt sich nicht mit Sicherheit genau bestimmen. Menzel berechnet als weiteste Grenzen die Zeit von 1157—1167. Wilmanns nimmt das Jahr 1160 als Geburtsjahr an, und stützt sich dabei auf das Gedicht L. 57, 23 ff.; seine Gründe sind aber nicht überzeugend. Freilich die Annahme, dass die Abfassungszeit des Gedichtes in das Jahr 1200 falle, scheint wahrscheinlich; dass aber der Dichter damals gerade 40 Jahre alt gewesen sein müsse, geht mir aus den Worten: „ir (der minne) sint vier unt zwēzec jâr vil lieber danne ir vierzec sint“ nicht mit Evidenz hervor; denn ebenso wie die Zahl 24 willkürlich gewählt ist, kann es auch die Zahl 40 sein.

Wien zu verlassen und eine neue Heimath zu suchen. Mit einem frommen Reisesegen (siehe oben p. 2) trat er den schweren Weg an und lenkte seine Schritte nach Westen in das Herz von Deutschland. Das Jahr 1197 war verhängnissvoll für das Wohl unseres Vaterlandes gewesen; am 28. September dieses Jahres war Kaiser Heinrich VI., der kräftige Hohenstaufe, plötzlich in der Blüthe seiner Jahre zu Messina gestorben; sein Sohn Friedrich II. war erst 3 Jahre alt, und es begann in Folge dessen bekanntlich der langjährige und verderbliche Bürgerkrieg zwischen den Gegenkaisern Philipp von Schwaben, dem Bruder Heinrichs VI., und dem Welfen Otto IV. von Braunschweig. Von grosser Bedeutung aber und für Deutschland von sehr unheilvollen Folgen war auch der Umstand, dass bald nach Heinrich VI. auch der alte Papst Coelestin III. starb, und am 8. Jan. 1198 der 37jährige Lothar von Signia unter dem Namen Innocenz III. zum Papste erwählt wurde. Innocenz III. ist aus der Geschichte jener Zeit zur Genüge bekannt; er trat bekanntlich ganz in die Fussstapfen Gregors VII.: von unbegrenzter Herrschsucht getrieben strebte er zunächst danach, die weltliche Herrschaft über ganz Italien zu gewinnen; sein höchstes Ziel aber war, die anerkannte Oberherrschaft über alle Herrscher Europas zu erringen und mit gewaltiger Energie und der äussersten Rücksichtslosigkeit verfolgte er seine Zwecke. Walthers klarer Blick durchschaute bald seine Pläne, und von dem Augenblicke an trat er mit unversöhnlichem Hasse gegen ihn auf. Anfangs freilich zeigte sich Innocenz nicht offen als Philipps Gegner, weil dessen Anhang in Deutschland zu gross war; als aber Otto IV. im Februar 1201 einige Vortheile errang, da erkannte Innocenz ihn am 1. März feierlich an und that Philipp in den Bann. Da sang Walther, der natürlich zur Parthei des rechtmässigen Herrschers, des Staufers Philipp gehörte, von tiefster Erbitterung ergriffen, sein erstes geharnischtes Lied gegen den Papst: Lachm. 9, 16 ff.:

Ze Rôme hôte ich liegen,
 zwêne kûnege triegen.
 dâ von huop sich der meiste strit
 der ê was oder iemer sit,
 dô sich begunden zweien
 die pfaffen unde leien.
 daz was ein nôt vor aller nôt:
 lip unde sêle lac dâ tôt.
 die pfaffen striten sere:
 doch wart der leien mære.
 diu swert diu leiten si dernider
 und griffen zuo der stôle wider:
 si bienen die si wolten,
 und niht den si solten.
 dô stôrte man diu goteshâs.
 ich hôte verre in einer klûs
 vil michel ungebære:
 dâ weinte ein klösenære,
 er klagete gote sîniu leit:
 „owê der bâbest ist ze junc: hilf, hêrre, dîner kristenheit.“

Etwa um dieselbe Zeit muss auch wohl der Spruch L. p. 21, 25 ff. entstanden sein, in welchem Walther seine Befürchtung ausspricht, dass das Ende der Welt nahe bevorstehe; darauf deuteten ungewöhnliche Naturerscheinungen und namentlich die entsetzliche Verderbtheit der Welt hin

Diu sunne hât ir schîn verkêret,
 untriuwe ir sâmen ûz gerêret
 allenthalben suo den wegen:
 der vater bi dem kinde untriuwe vindet,
 der bruoder sinem bruoder liuget:

geistlich leben in kappen triuget,
 die uns ze himel solten stegen:
 gewalt gêt uf, reht vor gerichte swindet.
 wol uf! hie ist ze vil gelegen.

Auch der in demselben Tone abgefasste Spruch L. 25, 11 ff. gehört jedenfalls hieher. Er ist gegen die Einnischung des Papstes in weltliche Angelegenheiten gerichtet. König Constantin hatte durch seine Schenkung bekanntlich die weltliche Macht des Papstes begründet, und hierauf führt Walther, wie auch manche andere vor und nach ihm gethan haben, den Verfall der Kirche und den ganzen Zwist mit dem Kaiser zurück. Derselbe Gedanke findet sich auch in einem spätern Gedichte L. 10, 25 ff. (siehe unten). Unser Spruch lautet:

Küne Constantin der gap só vil,
 als ich ez in bescheiden wil,
 dem stuol ze Róme, sper kriuz unde króne.
 Zehant der engel lúte schrê:
 „owê, owê, zem dritten wê!
 ê stuont diu kristenheit mit zúhten schóne:
 Der ist ein gift nû gevallen,
 ir honec ist worden zeiner gallen.
 daz wirt der werlt her nâch viel leit.“
 alle fürsten lebent nû mit éren,
 wan der hêhste ist gewachet:
 daz hât der pfaffen wal gemachet.
 daz si dir, sùezer got, gekleit.
 die pfaffen wellent leien reht verkêren.
 der engel hât uns wâr geseit.

Es folgt jetzt in Walthers Leben eine dunkle Zeit, die er theils bei Hermann von Thüringen, theils bei Dietrich von Meissen zubrachte; wir können über diese Zeit rasch hinweggehen, da in diesen Jahren von 1201—1211 Gedichte, die gegen den Papst gerichtet sind, nicht entstanden sind. 1208 fiel bekanntlich Philipp von Schwaben durch die ruchlose Hand Otto's von Wittelsbach. Walthers Verhältniss zu Philipp scheint aber schon vorher gelöst gewesen zu sein; denn kein Wort der Klage über des Kaisers jähen Tod finden wir in seinen Liedern. 1209 wurde dann Otto IV. zu Rom feierlich vom Papste gekrönt, und so trat denn auch Walther auf die Seite des nun allgemein anerkannten Kaisers. Als nun aber gegen Ende des Jahres 1210 auch Otto IV. in den Bann gethan wurde, weil er seine dem Papste gegebenen Versprechungen nicht gehalten hatte, sehen wir unsern Dichter wiederum mit der grössten Leidenschaftlichkeit für den Kaiser, dessen eifriger Gegner er doch früher gewesen war, in die Schranken treten, und zwar zunächst mit bitterem Hohne, indem er sagt, ihm könne kein Unheil widerfahren; denn er wolle dem Papste gehorsam sein, der ja Otto IV. gesegnet habe. L. 11, 6 ff.

Hêr hábest, ich mac wol genesen:
 wan ich wil in gehórsam wesen.
 wir hörten iuch der kristenheit gebieten
 wes wir dem keiser solten pflegen,
 dô ir im gábent gotes segen,
 daz wir in hiezen hêrre und vor im knieten.
 ouch sult ir niht vergezzen,
 ir sprâchent: „swer dich segene, si
 gesegent: swer dir fluoche, si verfluochet
 mit fluoche volmezzen.“
 durch got bedenkent iuch dâ bi,
 ob ir der pfaffen ére iht gernochoet.

Aehnlich ist der Gedanke eines anderen Spruches in demselben Tone, in welchem Walther sagt: „Sagt uns um Gottes Willen, welches ist die richtige Rede, die, in der Ihr den Kaiser segnet, oder die, in der Ihr ihm fluchet; eine von beiden muss doch gelogen sein“. L. p. 12, 30 ff.

Got git ze künige swen er wil:
dar umbe wundert mich niht vil:
uns leien wundert umbe der pfaffen lere.
si lerten uns bi kurzen tagen:
daz wellents uns nû widersagen,
nû tuonz dur got und dur ir selber ere,
und sagen uns bi ir triuwen,
an welher rede wir sîn betrogen;
volrecken uns die einen wol von grunde,
die alten ode die niuwen:
uns dunket einez si gelogen.
zwô zungen stânt unebene in einem munde.

Endlich ein drittes Gedicht dieses Tones nimmt Bezug auf das Gleichniss vom Zinsgroschen, Ev. Matth. c. 22. Christus antwortet hier den Juden auf deren Frage, ob sie zur Zahlung von Abgaben an den Kaiser verpflichtet seien oder nicht, indem er auf eine mit dem Bildniss des Kaisers versehene Münze hinweist: „Ihr sollt dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. So weist er unter Berufung auf Christi Wort die Anmassungen der päpstlichen Curie und die Eingriffe in die Rechte des Kaisers in ihre Schranken zurück. L. 11, 18 ff. —

Beachtungswerth ist auch das Gedicht L. 105, 13 ff., in welchem Walther Fürbitte einlegt bei Kaiser Otto für den Landgrafen Hermann von Thüringen. Derselbe war nämlich, nachdem Otto in den Bann gethan war, von ihm abgefallen; als ihn der Kaiser nun aber mit Krieg überzog und in enge Bedrängniss brachte, wünschte er sich wieder auszusöhnen, und nun tritt Walther, der dem Landgrafen wohl zu grossem Danke verpflichtet war, für ihn ein: der Landgraf sei wenigstens immer des Reiches offener Gegner gewesen, während die anderen heimlich gegen ihn gewirkt hätten, bis sie sich schliesslich selbst unter einander verrathen hätten. Gewissermassen zur Erklärung, als wolle er Rom als die Brutstätte aller Lüge und Untreue bezeichnen, fügt er hinzu:

von Róme fuor ir schelden.

Aber bald steigert sich sein Hass gegen das Papstthum noch weit mehr. Namentlich war diese Entrüstung, von der Walther ergriffen wurde, hervorgerufen durch die Sendung der Kirchenstöcke (trunci), die der Papst im Jahre 1213 in allen Kirchen Deutschlands hatte aufstellen lassen, um darin Geldbeiträge zu den Kreuzzügen zu sammeln; jeder Stock hatte drei Schlösser, und die Schlüssel dazu waren je einem Priester, einem Laien und einem Ordensgeistlichen anvertraut; die Verwendung des Geldes aber sollte nach dem Gutdünken derer geschehen, denen die Sorge dafür übertragen wäre. Walther sieht darin aber nur ein schlaues Manoeuvre des Papstes, um sich auf Kosten der dummen Deutschen zu bereichern, und er spricht diese Anklage in so deutlicher Weise aus, dass man sich nur darüber wundern muss, dass er dem Scheiterhaufen entging; denn dass die Worte des zorngefüllten Sängers, ohne gehört zu werden, verklungen seien, kann man nicht annehmen. Diese Annahme wird schon zur Genüge widerlegt durch das Zeugniss eines jüngeren Zeitgenossen Walthers, der auf der Seite des Papstes stand, Thomasius von Circlaere, der in seinem „welschen Gast“ gerade auf diese gegen den Kirchenstock gerichteten Sprüche Walthers Bezug nimmt und den Wunsch ausspricht, Walther hätte diese Worte ungesprochen gelassen, und er habe damit manches gute Wort, das er sonst gesprochen, zu Nichte gemacht; denn „tausend Mann“ habe er bethört, dass sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten. — Im

Ganzen sind es sieben Sprüche, die in demselben Tone, dem von Simrock mit dem Namen des zweiten Otten Tones bezeichneten, und zu derselben Zeit, also im Jahre 1213, gedichtet, die Missbrauche des Papstthums mit so harten Worten geisseln, wie selbst Luther sie nicht schärfer gebrauchen konnte. Sie sind nicht nur ein Zeichen von Walthers edlem Patriotismus und seinem keine Gefahr scheuenden Feuereifer, sondern, dass er ungestraft so sprechen konnte und dass seine Worte so vielfach Anklang fanden, ist auch ein sehr interessanter Beweis dafür, wie tief schon damals der Hass gegen Rom im deutschen Volke wurzelte, und es ist nur zu verwundern, dass noch mehr als 300 Jahre vorübergehen konnten, bis endlich durch die kühne That eines grossen Mannes das, was so lange im deutschen Volke gegährt hatte, zum offenen Ausbruch kam; und das geschah zu einer Zeit, da Walthers, des ersten Reformators, schneidige Worte längst der Vergessenheit anheimgefallen waren; denn keine Andeutung lässt uns schliessen, dass Luther eine Ahnung davon gehabt, dass schon so lange vor ihm ein hochbegabter Dichter so ganz in seinem Sinne gesungen hatte. —

Doch hören wir nun zunächst die zornerfüllten Worte, mit denen Walther die Sendung der Opferstöcke verurtheilt; „Seht, wie der Papst uns Deutsche verspottet; Zwei Deutsche*), sagt er, habe ich unter eine Krone gebracht, dass sie das Reich verwirren; unterdessen fülle ich meine Kasten; ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein; Ihr Pfaffen esset Hühner, trinket Wein und lasst die dummen Deutschen fasten! L. 34, 4 ff.

Ahi wie kristenliche nû der bâbest lachet.
swenne er sinen Wahlen seit: „ich hânz alsó gemachet!
Daz er dá seit, des solt er niemer hân gedâht,
er giht: „ich hân zwên Almân under eine krône brâht,
daz siz rîche sulen stoeren unde wâsten.
ie dar under fûllen wir die kasten:
ich hâns an minen stoc gement, ir guot ist allez min:
ir tiuschez silber vert in minen welschen schrîn.
ir pfaffen, ezzent hüenr nnd trinkent win,
unde lânt die tiutschen vasten.“

Noch schärfer greift er den Kirchenstock in einem zweiten Spruche an, in welchem er den Papst direct der Unterschlagung zeigt: „Ich wâhne, dass des Silbers wohl nicht viel in Gottes Land gelangt; nur um unter uns Deutschen Thörinnen und Narren zu suchen, seid Ihr hergesandt, Herr Stock! L. 34, 14 ff.

Sagt an, hér Stoc, hât iuch der bâbest her gesendet,
daz ir in richet und uns Tiutschen ermet unde pfendet?
Swenn im diu volle máze kumt ze Latrán,
só tuot er einen argen list, als er ê hât getân:
er seit uns danne wie daz rîche stê verwarren,
unz in erfûllent aber alle pfarren.
ich wân des silbers wênic kumet ze helfe in gotes lant:
grôzen hort zerteilet selten pfaffen hant.
hér Stoc, ir sit úf schaden her gesant,
daz ir âz tiutschen liuten suochet tœrinne unde narren.

Gleichzeitig wendet sich Walther dann aber auch allgemein gegen die Geistlichkeit und klagt, dass durch das böse Beispiel, das von derselben gegeben werde, die Laien irre geführt und verdorben werden müssten; uns weisen sie zum Himmel, sie aber fahren zur Hölle; sie sollten keuscher

*) Es sind natürlich Otto IV. und Friedrich II. gemeint.

sein als die Laien; viele aber gehen besonders darauf aus, wie sie ein schönes Weib zu Falle bringen könnten. L. p. 33, 31 ff. *)

Diu kristenheit gelepte nie só gar nâch wâne.
die si dâ lèren solten, die sint guoter sinne âne,
es waer ze vil, und taet ein tumber leie daz.
si sündent âne vorhte: dar umb ist in got gehaz.
si wisent uns zem himel, und varent sie zer helle.
si sprechent, swer ir worten volgen welle,
und niht ir werken, der si âne zwiwel dort genesen.
die pfaffen solten kiuscher dan die leien wesen:
an welhen buochen hânt si daz erlesen,
daz sich só maneger flizet wa er ein schoenez wip vervelle?

Aehnlichen Inhalts ist der Spruch L. 34, 24 ff.: der Papst mehre jetzt nur den Unglauben, die Pfaffen sehe man Unrecht thun, Unrecht sprechen; darüber müssten die Laien verzagen; „mein guter Klausner**“) aber, glaube ich, klagt und weinet sehr.“

Swelch herze sich bi disen ziten niht verkêret,
sit daz der bâbest selbe dort den ungelouben mêret,
dâ wont ein sælic geist und gotes minne bi.
nû seht ir waz der pfaffen werc und waz ir lère si.
ê daz was ir lère bi den werken reine:
nû sint si aber anders só gemeine,
daz wirs unrehte wûrken sehen, unrehte hoeren sagen,
die uns guoter lère bilde solden tragen.
des magen wir tumber leien wol verzagen:
wan aber mîn guoter klösenære klage und sère weine.

Wird in diesen zuletzt angeführten Sprüchen die Geistlichkeit im Allgemeinen scharf angegriffen, so folgen nun noch drei andere, die allein gegen das Haupt derselben, Papst Innocenz III., gerichtet sind, und ihm den Vorwurf machen, dass er an der Lasterhaftigkeit der Priester ganz allein Schuld sei: „Geizet er, so geizen mit ihm alle; lüget er, so lügen mit ihm alle; trüget er, so trügen alle seinen Trug; so wird der „junge Judas“, gleich dem alten dort, ruchbar werden. L. p. 33, 11 ff.

Wir klagen alle, und wizzen doch niht waz uns wirret,
daz uns der bâbest unser vater alsus hât verirret.

*) Simrock bemerkt in seiner Ausgabe vor diesem Spruche: „Unsere Strophe fehlt bei Pfeiffer, man sieht nicht warum.“ Diese Notiz ist mir unverständlich, denn die Strophe findet sich bei Pfeiffer p. 219 vollständig und unverändert abgedruckt und mit Anmerkungen versehen.

**) Dieser „gute Klausner“ wird noch an zwei (oder drei?) andern Stellen von Walther genannt, L. 9, 37 u. 10, 33; die Stelle L. 62, 10 auch auf eine bestimmte Persönlichkeit zu beziehen, wie Menzel es thut, scheint mir unstatthaft. Der Dichter klagt dort, dass er von seiner Geliebten so viel Unbill geduldig ertragen, und setzt hinzu, er glaube, selbst ein Klausner würde nicht so viel ohne Klage über sich ergehen lassen. Eine Hindeutung auf einen bestimmten Klausner, wie an den drei andern Stellen, kann ich hier nicht finden. Man hat sich nun vielfach bemüht, in diesem, der offenbar ein nicht unbedeutender politischer Gesinnungsgenosse Walthers gewesen sein muss, eine historische Persönlichkeit wiederzufinden. J. O. Opel sucht in einer besondern kleinen Schrift (Thin guoter klösenære, Halle 1860) nachzuweisen, dass damit ein gewisser Conrad v. Krozigk, ein eifriger Anhänger der kaiserlichen Parthei gemeint sei; derselbe war Bischof von Halberstadt und lebte später bis zu seinem Tode (1225) als Mönch im Kloster Sichern bei Eisleben (cf. Pfeiffer p. 184). Menzel unterwirft p. 315 ff. diese Frage auch einer eingehenden Erörterung, in welcher er Opel's Vermuthung als unwahrscheinlich zurückweist, ohne jedoch einen Ersatz dafür bieten zu können, obwohl er seine Untersuchung mit den vielversprechenden Worten beginnt: „Endlich mag hier der rechte Ort sein, die Frage über den alten Klausner zu „erledigen.“

nū gāt er uns doch harte vaterlichen vor:
 wir volgen ime und komen niemer fuoz üz sinem spor.
 nū merke, welt, waz mir dar ane missevalle.
 gītset er, si gitsent mit im alle:
 liuget er, si liegent alle mit im sine lüge:
 und triuget er, si triegent mit im sine trüge.
 nū merket wer mir daz verkēren mūge:
 sus wirt der junge Jūdas, mit dem alten dort, ze schalle.

In den beiden andern Strophen spielt Walther auf den allgemein verbreiteten Glauben an, dass Papst Silvester II., vorher Gerbert genannt, (999—1003) mit den bösen Mächten im Bunde gewesen sei, und dass ihn schliesslich der Teufel geholt habe; mit diesem nun wird Innocenz verglichen; während Gerbert aber nur sich allein ins Verderben gestürzt habe, bringe dieser mit sich die ganze Christenheit zu Falle; „warum rufen nicht alle Zungen „wāfen“ (bekannter Hilfsruf), und fragen Gott, wie lange er wolle schlafen; denn sie (die Geistlichen) vereiteln Gottes Werke und fälschen seine Worte; sein Kämmerer (der Papst) stiehlt ihm seinen Himmelshort, sein Sühner (so heisst der Papst als Stellvertreter Christi und Mittler zwischen Gott und den Menschen) raubet hier, und mordet dort; sein Hirte ist zu einem Wolfe geworden unter seinen Schafen“. L. p. 33, 21 ff.

Der stuol ze Rōme ist allererst berihet rehte,
 als hie vor bi einem zouberaere Gēbrehte.
 der selbe gap ze valle wan sin eines leben:
 sō wil sich dirre und al die kristenheit ze valle geben.
 alle zungen suln ze gote schrien wāfen,
 und rüefen ime, wie lange er welle slāfen.
 si widerwūrkent siniu were und felschent siniu wort.
 sin kameraere stilt im sinen himmelhort,
 sin süener mordet hie und roubet dort,
 sin hirte ist zeinem wolfe im worden under sinen schāfen.

Endlich der letzte der 7 Sprüche dieses Tones, die hieher gehören, ist gegen die Simonie gerichtet; in diesem wendet Walther sich an die deutschen Bischöfe. „Ihr edeln Pfaffen seid verleitet, sagt er, mit des Teufels Stricken (weil Innocenz als Zauberer bezeichnet wird) fesselt Euch der Papst; hat er St. Peters Schlüssel, warum tilgt er denn dessen Lehre aus der heiligen Schrift. Gottes Gabe zu kaufen und zu verkaufen ist uns bei der Taufe verboten; ihn aber lehrt es sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenmohr gegeben hat“. Das Folgende scheint nicht richtig überliefert; denn rôr ist nur sehr gezwungen in diesem Zusammenhange zu deuten. L. 33, 1 ff.

Ir bischofe und ir edeln pfaffen sit verleitet.
 seht wie iuch der bābest mit des tievels stricken seitet.
 saget ir uns daz er sant Pēters slūzzel habe,
 sō saget war umbe er sine lēre von den buochen schabe.
 daz man gotes gābe iht koufe oder verkoufe,
 daz wart uns verboten bi der toufe.
 nū lēr elz in sīn swarzez buoch, daz ime der hellemōr
 hāt gegeben, und üz im les et siniu rôr:
 ir kordenāle, ir decket iuvern kōr:
 unser alter frōw derst under einer übelen troufe.

Diese 7 zuletzt mitgetheilten scharfen Rügesprüche sind wohl mit Sicherheit in das Jahr 1213 zu setzen. Sehen wir also um diese Zeit Walthern noch mit Eifer die Sache Otto's gegen die päpstliche Parthei vertreten, so muss er doch bald darauf in das feindliche Lager übergegangen sein. Die Motive dazu hier eingehend zu betrachten, liegt unserem Zwecke fern; doch ganz

unberücksichtigt darf auch an dieser Stelle der scheinbare Wankelmuth des Dichters nicht bleiben, damit nicht ein falscher Verdacht auf ihn geworfen werde. Walthers einziges politisches Ziel war Deutschlands Grösse und Macht, und um demselben nachzustreben, musste er ohne Ansehen der Person den jedesmaligen Herrscher des Reiches nach Kräften unterstützen — und sein Einfluss war, wie das oben erwähnte Zeugniß Thomasius von Circlaere beweist, nicht unbedeutend — und ihn gegen seine Feinde, also namentlich den Papst, vertheidigen. Wohl gefühlt kann er sich aber in Otto's Umgebung sicherlich niemals haben; der rohe Uebermuth des ungeschlachteten Welfen musste den zartsinnigen Dichter verletzen, und nur um seinem Principe, stets ein treuer Anhänger des Oberhauptes seines deutschen Vaterlandes zu sein, nicht untreu zu werden, hielt er an Otto fest, so lange dieser eben thatsächlich noch die Macht in Händen hatte. Als jedoch die Ereignisse des Jahres 1214 seinen politischen Scharfblick erkennen liessen, dass Otto's Sache unrettbar verloren sei, und dass für Deutschland nur durch Unterstützung des siegreichen Friedrich II. Heil zu erwarten sei, da schwankte er keinen Augenblick und trat mit anerkanntem Muth offen zu Friedrich über. Freilich ein schwerer Schritt muss es für ihn gewesen sein, dem „Pfaffenkaiser“ zu huldigen, den er kurz vorher so scharf angegriffen hatte; aber er folgte seiner Ueberzeugung, das Urtheil der Menge nicht scheuend, der man es allerdings nicht verdenken kann, wenn sie, dem äussern Scheine folgend, ihm bei diesem Partheiwechsel lediglich eigennützig Motive unterlegte. Doch mag zugegeben werden, dass Walther vielleicht länger an Otto's Sache festgehalten hätte, wenn dieser nicht selbst den Dichter von sich gestossen hätte, indem er alle seine Versprechungen ihm gegenüber unerfüllt liess. Mit Undank also von Otto belohnt, durch seine rohen Sitten zurückgestossen, in den patriotischen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt, getäuscht, gab er seine Sache auf, und wandte sich dem kunstsinnigen, feingebildeten Friedrich zu, dessen Freigebigkeit von allen hoch gepriesen wurde. Vertrauensvoll kommt er ihm entgegen und Friedrich täuschte dies Vertrauen nicht, er verlieh ihm ein Lehen und erfüllte so den grössten Wunsch seines Herzens. Wie sehr er dadurch beglückt wurde, sieht man aus dem Spruche L. 28, 31 ff. Sein verbittertes Gemüth scheint versöhnt und er jauchzt auf:

ich hân min lêhen, al die wert! ich hân min lêhen.

Man versteht diese Freude, wenn man bedenkt, dass der Dichter, der damals doch schon über die Blüthe der Jahre hinaus war, sich wohl danach sehnen mochte, ein eigenes Heim zu haben:

„Gerne wold' ich, möchte ez sîn, bî eigem fiure erwarmen“

sagt er in dem Spruche L. 28, 1 ff., in welchem er den Kaiser eben um das Lehen angeht. In einem früheren Spruche, der noch an Otto gerichtet ist, L. 31, 23 ff. klagt er in rührender Weise, dass es ihm noch nie zu Theil geworden sei, als Wirth begrüsst zu werden:

„Sit willekomen, hêr wirt,“ dem gruoze muoz ich swîgen etc.

Freilich theuer war dieser Besitz erkauft; denn die Pflicht der Dankbarkeit Friedrich gegenüber, der mit Innocenz III. eng verbunden war, zwang ihn nun zum Schweigen, und er blieb dieser Pflicht auch treu selbst bei dem im Jahre 1216 erfolgten Tode seines verhassten Gegners. So haben wir denn für unsern Zweck aus dieser Zeit wenig zu registriren. Jedenfalls tritt in dieser Periode die religiöse Richtung Walthers, hervorgerufen durch die vielen bitteren Erfahrungen, die er gemacht hatte, mehr in den Vordergrund, und so nimmt man denn wohl mit Recht an, dass Walthers leich an die Jungfrau Maria den Jahren 1214—1220 zuzutheilen sei. Doch nimmt er hier Gelegenheit, in Klagen über die Verderbtheit der Christenheit im Allgemeinen und ganz besonders über die Simonie, gegen die er schon in dem oben mitgetheilten Spruche L. 33, 1 ff. geeifert hatte, auszubrechen L. 6, 30 ff.

Unkristenlicher dinge ist al diu kristenheit só vol.
 swá Kristentuom ze siechhús lit, dá tuot man im niht wol.
 In dürestet sere
 nâch der lere
 als er von Róme was gewon:
 der im die schancte
 und in dá trancte
 als é, dá wurd er varnde von.
 Swaz im dá leides ie gewar
 daz kam von simonie gar,
 und ist er dá só friunde bar,
 daz ern getar
 niht disen schaden gerúegen etc.

Walthers Pflicht, dem Papste gegenüber Stillschweigen zu beobachten, die ihm sein Verhältniss zu Friedrich auferlegte, wurde ihm übrigens sehr erleichtert dadurch, dass Innocenz' Nachfolger Honorius III. ein milder, redlicher und ausserdem politisch kurzsichtiger Mann war, dem Friedrich II. an Staatskunst weit überlegen war. So ist es denn erklärlich, dass, so lange Honorius auf dem päpstlichen Stuhle sass, Walther Rom und die Geistlichkeit mit seinen Angriffen verschonte. Honorius starb im März 1227, nachdem er schon zwei Jahre zuvor dem Kaiser bei Strafe des Bannes die Pflicht auferlegt hatte, binnen zwei Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen. Sein Nachfolger wurde der Neffe Innocenz des Dritten, Gregor IX., ein Mann von derselben Energie und Entschiedenheit des Willens, wie sein Oheim; bekanntlich schleuderte dieser, als Friedrich durch Krankheit an der Ausführung der Kreuzfahrt kurze Zeit über den gesetzten Termin hinaus verhindert wurde, am 29. Sept. 1227 den Bannfluch gegen den Kaiser. Nun war wahrlich wieder Gelegenheit und Ursache für Walther, um seinen kaiserlichen Gönner, dem er doch weit näher gestanden haben muss, als Otto dem Vierten, gegen die Indolenz des Papstes in Schutz zu nehmen und er that es auch; aber seine Kraft war gebrochen; er war ein Greis geworden, und so sticht denn der verhältnissmässig milde Ton in den hierher gehörenden Strophen sehr ab von den zornflammenden Rügesprüchen gegen Innocenz III. Die erste hierauf bezügliche Strophe ist L. 10, 17 ff., in welcher er den Kaiser ermahnt, er solle sich durch den Papst in seinem Vorhaben nicht beirren lassen, sondern so bald als möglich die Kreuzfahrt unternehmen, und die rechten Pfaffen warnt, dass sie nicht auf die unrechten, die das Reich in Verwirrung bringen zu können glaubten, hören möchten. — Schon etwas schärfer ist der auch entschieden dieser Zeit angehörige Spruch L. 10, 25 ff., der in demselben Tone, wie der angeführte und die beiden unten mitgetheilten gedichtet ist. In diesem wendet der Dichter sich an die Geistlichen, und mahnt sie, dass sie zu der alten Einfachheit der Sitten zurückkehren möchten, mildthätig gegen die Armen sein, Messe singen, und keinem Manne sein Eigenthum d. h. seine Frau abspenstig machen; hätte König Constantin gewusst, dass seit seiner Schenkung an die Kirche die Geistlichen ihren Sinn an weltliche Dinge kehren würden, so würde er wahrlich nicht so gehandelt haben.

Solt ich den pfaffen râten an den triuwen nûn,
 só spraeche ir hant den armen zuo „sê daz ist din“:
 ir zunge sunge unde lieze manegem man daz sîn;
 gedachten daz ouch si durch got é wâren almuosnaere:
 dô gap in êrste geltes teil der künie Constantin.
 het er gewest daz dá von übel künftic waere,
 só het er wol underkomen des riches swaere;
 wan daz sí dô wâren kiusche und übereüsete laere.

Ferner ist durch diesen Bannfluch veranlasst der Spruch L. 10, 33 ff., in welchem Walther seinen

alten Klausner (siehe oben Anm.) die Befürchtung aussprechen lässt, dass auch diesmal, wie unter dem früheren Papste — es ist jedenfalls Innocenz, nicht Honorius, gemeint — die Kirchenfürsten sich schwach zeigen, d. h. von Friedrich II. abfallen würden; dagegen werde man aber einen „swinden widerswanc swingen“, d. h. sie ihrer Pfründen entsetzen und ihre Klostergüter einziehen; die Zahl derer, die sich gerne in lichter Waffenrüstung der Kirchengüter bemächtigen würden, sei gross genug.

Min alter klösaere, von dem ich só sanc,
dö uns der erre bâbest alsó sére twanc
der fürhtet aber der gotteshüse, ir meister werden kranc.
er seit, ob si die guoten bannen und den übeln singen,
man swenke in enegeene den vil swinden widerswanc:
an pfründen und an kirchen müge in misselingen;
der si vil die dar uf iezuz haben gedingen
dazs ir guot verdienen umb daz rîche in liechten ringen.

Bekanntlich unternahm Friedrich II. den gelobten Kreuzzug im Sommer 1228, obwohl er vom Banne nicht gelöst war; damals wohl in der Erbitterung über den bösen Willen, den Gregor IX. so unverholen zeigte, schrieb Walther den Spruch L. 10, 9 ff., den heftigsten von diesen späteren Rügeliedern. Er ruft die Rache Gottes herab auf die christlichen Feinde seines heiligen Landes; diese seien schlimmer als die Heiden, die doch wenigstens offen gegen ihn aufträten.

Rîch, hêre, dich und dine muoter, megde kint,
an den die iuwers erbelandes vînde sint.
lâ dir den kristen zuo den heiden sîn alsó den wînt:
dû wîst wol daz die heiden dich niht irrent alters eine.
an diner Râche gegen iu, hêre vater, niht ewînt.
die sint wider dich doch offenliche unreine:
wan si meinent dich mit ganzen triuwen kleine;
diese unreiner, diez mit in so stille habent gemeine.

Somit sind wir denn an den Lebensabend unseres Dichters gelangt; sehr bald nach oder noch während des Jahres 1228 muss er gestorben sein; vermuthlich das letzte und vielleicht das schönste aller seiner Gedichte ist das Lied L. 124, 1 ff.

Owê war sint verschwunden alliu miniu jâr! etc.

Nach langer Abwesenheit gelangt er wieder in seine Heimath Tyrol; wahrscheinlich wanderte er über den Brenner nach Italien, um auch an dem Kreuzzuge Friedrich's II. Theil zu nehmen, und sah auf diesem Zuge das Land seiner Kindheit, das ja eben am Südabhange des Brenner lag, wieder. Ueberwältigt von den Eindrücken, die dort auf ihn einstürzten, scheint er diese rührende Elegie verfasst zu haben, in der ihm das Leben wie ein Traum erscheint, und in der er namentlich über die Nichtigkeit alles Irdischen, über die Verderbtheit der Welt laute Klage erhebt. Hier bietet sich ihm auch zum letzten Male eine Veranlassung dar, den so ungerechtfertigten Bannfluch Gregor's zu erwähnen; aber er thut es in milden Worten, durch die nur seine tiefe Betrübniß durchklingt. L. 124, 26 ff.

uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen,
uns ist erlobet trûre und fröide gar benommen.
daz müet mich inneclîchen sére (wir lebten ie vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol. etc.

Glauben wir nun aus Walther's Gedichten das, was auf seine Polemik gegen Rom Bezug hat, vollständig zusammengestellt zu haben, so bleibt uns zum Schlusse nur noch übrig zu erwähnen, dass die Erinnerung an Walthers muthiges Auftreten, wie es scheint, im deutschen Volke

doch noch längere Zeit, wenn auch unbewusst, fortlebte. Die im 14. und 15. Jahrhundert blühenden Meistersängerschulen hielten nämlich eine alte, ihre Stiftung betreffende Sage in hohen Ehren. Nach dieser Sage*) sollte der Meistergesang von 12 berühmten Meistern, darunter Walther von der Vogelweide, zur Zeit Otto's I. im Jahre 962 (man sieht aus der Zahl, dass Walther damals eine völlig mythische Person war) zu gleicher Zeit erfunden sein, ohne dass jedoch einer von dem andern gewusst habe. Da sie aber des Papstes und der Klerisei übles Leben in ihren Gedichten gegeißelt hätten, seien sie bei dem Papste Leo VIII. der Ketzerei beschuldigt worden; der Kaiser habe sie auf Ansuchen des Papstes nach Pavia und dann später auch nach Paris berufen, wo sie in Gegenwart des Kaisers, des päpstlichen Legaten, vieler Edlen und Gelehrten herrliche Proben ihrer Kunst abgelegt und sich von dem Vorwurfe der Ketzerei gereinigt hätten, worauf sie vom Kaiser als Verein bestätigt und mit verschiedenen Freiheiten begnadet worden seien. —

*) cf. H. Kurtz, Geschichte der deutschen Literatur p. 588.



